

## Richtig bewerben

Der Schweizer Andreas Reize soll Leiter des weltberühmten Thomanerchors in Leipzig werden. Der Kirchenmusiker wurde von der Auswahlkommission nach einem aufwendigen Verfahren vorgeschlagen, teilte die Stadt am Dienstag mit. Kulturbürgermeisterin Skadi Jennicke (Die Linke) begründete, Reize habe in seiner Bewerbung »ein umfassendes, fundiertes und schlüssiges Konzept für die zukünftige Entwicklung des Thomanerchors« vorgestellt. Am 16. Dezember entscheidet der Leipziger Stadtrat über die Personalie. Reize ist unter anderem Musikdirektor der Oper Waldegg, Leiter der »Singknaben der St. Ursenkirche Solothurn«, Leiter des Gabrielichors Bern und Chordirektor des Zürcher Bach-Chores. Er soll die Nachfolge von Thomaskantor Gottfried Schwarz antreten, dessen Vertrag Ende Juni 2021 endet.

(dpa/iw)

## Nicht allein

Portugal weitest seinen Auftritt als Gastland auf der Leipziger Buchmesse 2021 über die Grenzen des Landes aus. Es solle die Literatur in portugiesischer Sprache in den Fokus gerückt werden, teilten die Veranstalter am Dienstag mit. Deshalb würden in Leipzig nicht nur Autorinnen und Autoren aus Portugal vorgestellt, sondern auch Schriftsteller aus Angola, Guinea-Bissau oder Mosambik. Portugiesisch ist weltweit Muttersprache für 240 Millionen Menschen. Im kommenden Jahr findet die Leipziger Buchmesse coronabedingt nicht im März, sondern vom 27. bis zum 30. Mai statt.

(dpa/iw)

## Rächer der Entnervten

Der Journalist Geert Müller-Gerbes ist im Alter von 83 Jahren in Bonn gestorben. Das teilte am Montag die Familie mit. Müller-Gerbes wurde in Jena geboren, wuchs im Harz auf und studierte Jura, Geschichte und Soziologie. Von 1969 bis 1974 war er Pressereferent des Bundespräsidenten Gustav Heinemann. Ab 1976 arbeitete er für *Radio Luxemburg* als Deutschland-Korrespondent in Bonn. 1984 wechselte er zu *RTL*, erst zum Hörfunk, dann zum Fernsehen. Von 1992 bis 1999 moderierte Müller-Gerbes die preisgekrönte *RTL*-Verbrauchersendung »Wie bitte?!« und wurde mit ihr bundesweit bekannt. Er erwarb sich den Ruf eines engagierten Anwalts der kleinen Leute. Die *Süddeutsche Zeitung* nannte ihn den »Rächer der Entnervten, den Robin Hood von *RTL*«.

(dpa/iw)

Ja, muss man denn alles selber machen? Ich hatte nie vor, Popkritiken zu schreiben, aber je nun, wenn die meisten Haupt- und Nebenberuflichen nur noch die Produkte rezensieren, die ihnen die Musikindustrie zum Fraß hinwirft, und die Feuilletons und Musikmagazine entsprechend voll sind mit den immer gleichen Bands, die 30-, 40- oder 50jährige Jubiläen feiern und neue, uralt klingende Alben auf den Markt bringen, von AC/DC bis Motörhead, dann muss unsereiner die Albenbesprechungen, die man lesen will, eben tatsächlich selber schreiben. Also, Friends, nehmt dies:

»We Live Here« heißt ein Song, den das britische Duo Bob Vylan im Frühjahr im Musikportal Bandcamp herausgebracht hat. Es ist eine Art antirassistische »Hymne«, ein brutal direkter, unverblümter und illusionsloser Bericht darüber, wie es ist, als Person of Color in einer feindlichen Umgebung aufzuwachsen: »Free school dinners for the poor / Pizza with a side of misery / Teachers said when I leave / No one here will miss me (...) Neighbours called me nigga / Told me »go back to my own country« / Said since we arrived / This place has got so ugly / But this IS my fucking country / And it's NEVER been fucking lovely.«

Nein, wirklich nichts an dem Land ist schön, aber, verdammt noch mal, wir leben hier nun mal: »We didn't appear out of thin air / We live here!« Die Musik dazu: harte Gitarrenriffs, punkig treibt das Schlagzeug den Schmerz und die trostlose Wahrheit voran – Punkrock also, wie er lebt und lebt, zwei Minuten und zwölf Sekunden lang, mehr braucht es nicht, dann ist alles gesagt. Das Besondere ist der Text: kraftvoll und griffig, wie es sich für eine wütende Anklage gehört, aber gleichzeitig ausgesprochen elegant – Popkulturen könnten so was ohne Probleme in Lyrikbüchlein abdrucken, wenn, ja, wenn der Inhalt nicht wäre.

### Weg mit den Dinosauriern

Denn Bob Vylan inszenieren keine wohlfeile Wut: Sie meinen es ernst. Sie legen ihre Finger in gleich etliche Wunden des real existierenden Kapitalismus. Wir erleben hier eine »hypermoderne Protestmusik«, wie die Kollegen vom *Wire* es nannten. Und Bobby Vylan, Mastermind des Duos, das er zusammen mit dem Drummer Bobbie Vylan bildet, distanziert sich auch gleich eindeutig von den einfachen Schubladen, in die man solche Musik stecken könnte: Mit Punk will er nichts zu tun haben, »das sind normalerweise cis heterosexuelle weiße



»Hypermoderne Protestmusik«: Bobby und Bobbie Vylan

## Eine Musik, die gefährlich ist

Kraftvoll in die Fresse des Establishments und elegant dabei: Dem britischen Duo Bob Vylan geht es ums Ganze.

Von Berthold Seliger

Männer zwischen 30 und 40 oder so. Unter welcher Unterdrückung durchs System haben diese Leute denn gelitten? Solche Bands würden auch die Frontfrauen haben oder queere Frontleute. »Wir können dir sagen, wann wir das erste Mal n\*\*ger genannt wurden, und wir können dir erzählen, wie es war, als wir das erste Mal angehalten und durchsucht wurden«, erzählt Bobby Vylan im Interview mit *Wire*.

Bob Vylan spielen eine Musik, die gefährlich ist und keine Kompromisse kennt. Sie wollen nichts mit den Liberalen zu tun haben, die da sagen, »ja, es ist schrecklich, was die Polizei tut. Aber nicht alle Polizisten sind schlecht.« Das sei wie »all lives matter«, ohne es wirklich so zu meinen. Zur rassistischen britischen Polizei haben sie auf »Pulled Pork« eine eindeutige Meinung: »Who's the next lucky winner for a free date with death / Not me. Wrap the pig before they kill me.« Auf dem Cover ihrer Single »Lynch Your Leaders« ist die Queen abgebildet, und die logische Folgerung aus »We're all Slaves« lau-

tet denn auch »We want our country back from you!« – »This country's in dire need of a fucking spanking, mate / A good overhaul, get the fucking dinosaurs out«, heißt es auf »England's Ending«, eine Tracht Prügel und eine Generalüberholung braucht das Land, und weg mit den Dinosauriern im Buckingham-Palast und in der Downing Street!

### »Mind the gap«

Immer wieder werden Heuchelei und soziale Teilung angesprochen, die sozioökonomische Realität, also der Klassengegensatz, der die Bevölkerung Großbritanniens in zwei Teile zerfurcht. Das »Please mind the gap« aus den U-Bahnen wird in »Northern Line« so zur Selbstvergewisserung der besitzenden Klasse, »stake all your fucking belongings with you« lautet die Zeile, die Bob Vylan ergänzen. Zwei zornige, nicht mehr so junge, queere Männer, die die Welt verändern wollen und dazu ein paar großartige radikale Songs mit einer aufmüpfigen Musik beitragen, die sich

irgendwo zwischen Punk, Grime und Rap verorten lässt. Mehr als nur eins in die Fresse des Establishments, hier geht es ums Ganze. Bob Vylan stehen für nicht weniger als den Umsturz.

Der Musikindustrie, also den einschlägigen Plattenfirmen, waren diese Songs »zu extrem«, also haben Bob Vylan sie selbst herausgebracht und vertreiben sie auf Bandcamp und in ausgewählten Plattenläden. Man kann sie kostenlos auf Bandcamp und Soundcloud anhören, das ist ihnen wichtig. Die ersten 250 Platten waren in wenigen Stunden ausverkauft. Es scheint einen Bedarf an umstürzlerischer, eindeutiger Musik mit Haltung zu geben. Doch Vorsicht, ihr weißen Mittelstandskids aus den gentrifizierten Stadtvierteln! Ihre Shows pflegen Bob Vylan mit einer eigenen Version von Skeptas »It Ain't Safe« zu beenden: »It ain't safe on the block / We're chasing yuppies off!« Gefangene werden nicht gemacht.

■ Bob Vylan: »We Live Here« (via Bandcamp oder im gut sortierten Plattenladen)

## Golding, Bellag, Meyer ■ Jubel der Woche. Von Jegor Jublimov

Ob Dr. Albrecht Schoenhals in grauer Vorzeit oder Dr. Christiane Paul als sehr gegenwärtige Künstlerin – Medizin und Schauspielerei gehen bei vielen zusammen. Von Dr. Marianne Koch, die im nächsten Sommer 90 wird, ist der Berufswechsel bekannt, weil sie nach wie vor in den Medien auftaucht. Ein dreiviertel Jahr jünger ist Ansgret Golding, die an diesem Donnerstag ihren runden Geburtstag feiert. Nach erfolgreicher Schauspielkarriere nahm sie mit Mitte 30 ihr Medizinstudium auf, arbeitete erst als Krankenhausärztin und nach 1990 selbstständig in einer Praxis. Daneben trat sie mit öffentlichen Lesungen auf. Begonnen hatte sie diese Laufbahn als 16jährige in Schwerin,

und nach Wismar folgte 1954 schon Berlin, wo sie an Volksbühne und Maxim-Gorki-Theater von Shakespeare bis Peter Hacks vieles spielte, was Rang und Namen hat. Neben Hauptrollen in Defa-Filmen wie »Der Richter von Zalamea« (1956) und »Tatort Berlin« (1958) sah man sie bis 1967 in über 30 Fernsehfilmen, darunter »Ein Haus voller Leichen« (1959) unter der Regie ihres Mannes Hans-Albert Pederzani und »Mord in Riverport« (1963), den der kürzlich verstorbene Kriminalmeister Hans Joachim Hildebrandt inszenierte.

In Federico García Lorcas Stück »Bernarda Albas Haus« spielte Golding 1964 unter der Regie von Lothar Bellag. Der 2001 verstorbene Schau-

spieler und Regisseur wäre am Freitag 90 geworden. Nach Schauspielengagements in Leipzig und Rostock kam er 1954 an Brechts Berliner Ensemble, wo seine Leidenschaft für die Regie entbrannte. Von 1961 an schuf er für den DFF zahlreiche, zum Teil bedeutende Fernsehserien, wie Peter Weiss' »Die Ermittlung« (1966), »Daniel Druskat« (1976) und »Johann Sebastian Bach« (1985). Der Vielfachfunktionär im DDR-Kulturbetrieb inszenierte nach 1990 fürs Theater und für *Sat. 1*, darunter die beliebte Serie »Hallo, Onkel Doc!«.

Nach wie vor aktiv – jetzt in der Filmarbeit mit jungen Leuten in seiner erzgebirgischen Heimat – ist der anerkennend »Spuk-Meyer«

genannte Günter Meyer, der an diesem Mittwoch 80 Jahre alt wird. Nachhaltig berühmt wurde er mit Fernsehserien wie »Spuk unterm Riesenrad« (1979) und fünf Nachfolgern bis 2002, die auch als Kinofilme erfolgreich waren. Sowohl im Dokumentar- wie im Spielfilm hat Meyer immer für ein jugendliches Publikum gearbeitet. »Bei einem Kinder- oder Familienfilm wachsen ständig Zuschauer nach, da lohnt es sich schon, den Film so zu machen, dass man ihn auch in zwanzig Jahren noch mit Vergnügen ansehen kann«, schrieb er vor acht Jahren in seinen Erinnerungen. Er hat recht behalten. Raffiniert und liebevoll hat er seine Filme gemacht, die Zuschauer wollen sie weiterhin sehen.